

(Nachdruck verboten.)

71

Im Kreise.

Erzählung von Waclaw Sieroczewski.
Deutsch von Rosa Schapire.

Alexander betrachtete das Gesicht des Mörders mit Entsetzen. Dieser schien gleichgültig; nur bei den letzten Worten des Beamten lobte ein unheimliches Licht in seinen grünlischen Augen auf.

„Führt ihn hinaus!“

Die Ketten klirrten, und der Gefangene ging von den Jakuten gestoßen hinaus.

„So 'ne Canaille! . . . So lebt unsereins! Da glaubst Du, Du hast alles erledigt! Woher denn! . . . Gewiß wird irgend eine neue Sauerrei rauskommen. Wie oft war ich in diesem Jahre wegen dieser Schweinehunde hier! Verschlaen wir sie etwa her? Oder sind wir keine Menschen? Mein ganzes Gehalt verbrauch' ich ja für Reiseispen . . . Ostern war ich nicht 'mal zu Hause . . . ohne Frau, ohne Kind . . . Und wozu? . . . Tot sind sie und verschwunden . . . Wer hat was davon, wenn's auch noch herauskommt, wie's zugegangen ist? Werden sie etwa auferstehen? Gewiß, man hat Sachen gefunden. Balkin hat Leute bezeichnet. Na, auch gut!“ fügte er leise hinzu. „St es etwa schwer, so einen wilden Jakuten in Verwirrung zu bringen? Die widersprechen sich ja selbst! Und darum eine ganze Gemeinde ruinieren! . . . Wer soll denn Abgaben bezahlen? Und wozu? Wer hat was davon? Na, Alexander Swanowicz, unterschreiben Sie!“ fügte er hinzu und schob Alexander das Protokoll hin. „Ich habe Jan Balkin gesehen, aber ihm ein Nachtquartier abgeschlagen, da ich keinen Platz hatte“ . . . Name und Unterschrift . . . Und nun zu Tisch . . . Aufgetragen! Ich hoffe, die Herren werden mit mir essen.“

„Könnte man nicht, Inocenty Wasiliewicz, auch meine Sache heute erledigen? . . . wegen des Akerbodens,“ fragte Alexander, indem er sich zu Tische setzte.

Der Zafiedatiel schenkte ihm ein.

„Ich rate Ihnen, lassen Sie die Sache ruhen! Ich weiß, daß Ihre Sache schlimm ist, bis zu einem gewissen Grade sogar schwer, aber . . . die Leute hier sind gereizt! Wie gesagt, das ist mein Rat . . . Und dagegen verspreche ich Ihnen, daß die Unterstützung an Viktualien aufgebessert werden soll. Dann werden alle Teile befriedigt sein. Der Grund der Klage ist hinfällig — Ihre Einkünfte vergrößert.“

Alexanders Gesicht war mit einer heißen Blutwelle über-gossen.

„Darum handelt es sich nicht. Im Gegenteil: ich möchte ganz auf jakutische Unterstützung verzichten. Ich verlange unbedingt Akerboden. Es wurde mir von der Stadt nur geschrieben, daß Sie entsprechende Verfügungen von der Regierung bekommen haben.“

„So! Also auf antiklichem Wege,“ antwortete der Beamte merklich kühl. „Schön! Kniaz, wo ist der Kniaz?“ rief er auf jakutisch.

Der Kniaz, der mit den Jakuten am andren Tische aß, stand auf und wuschte sich den Mund.

„Da bin ich.“

Er stand da und neigte seinen runden, kurzgehoerenen Kopf zuvorkommend vor dem Beamten.

„Was befehlen Sie?“

„Wie steht's mit dem Akerland für . . . diesen Herrn?“

„Wir haben beim Gouverneur eingereicht . . .“ antwortete der Jakute ausweichend.

„Das hab' ich gehört,“ unterbrach ihn Alexander, „aber das gehört nicht zur Sache. Gebt mir erst, was mir zukommt, und dann beklagt Euch.“

„Er hat sich eine Tochter herverföhrien, und sein Freund lebt bei ihm, der nicht zu unsrer Gemeinde gehört.“

„Das mit der Tochter — da macht Ihr ja Unsin, aber wegen Jakob Stefanowicz ist in der That eine Verfügung gekommen.“

Er befahl dem Schreiber, das fragliche Dokument herauszusuchen und händigte es Jakob ein. Der las lange und seine Hand zitterte. Es Androhung einer beschämenden Strafe wurde ihm befohlen, sofort nach dem ihm bezeichneten Plaze zurückzukehren.

Der Zafiedatiel suchte ihren Blicken auszuweichen, während der Kniaz schadenfroh lächelte.

„Sehen Sie, meine Herren,“ begann der Zafiedatiel wieder, „wie das alles kompliziert ist? Ihr verbreitet die Ansicht, daß alle Menschen gleich sind . . . Nun? . . . Natürlich werde ich mich nicht an die Verfügung halten. Wenn wir uns genau ans Gesetz halten wollten . . . Na! Na! Aber wer ist verantwortlich, wenn man gefragt wird? Im stillen vermag ich viel. Aber nicht anders. Je stiller, desto besser. Und wenn es Skandale giebt . . . Das thut mir sehr leid, aber dann wasch' ich meine Hände.“

„In diesem Fall muß es Skandal geben. Sonderbar! Sie verweigern uns das, was uns dem Gesetze nach zukommt, und auf eigne Verantwortung wollen Sie uns eine Erleichterung verschaffen.“

„Das kommt daher, sehen Sie, daß die Gesetze nicht für Sie geschrieben sind,“ antwortete der Beamte mit zweideutigem Lächeln.

„Na, wozu Streit,“ jagte der Kniaz begütigend und setzte sich in Alexanders Nähe auf die Bank. „Wir haben bis heute keinen Streit gehabt und wollen uns auch in Zukunft vertragen. Ich denke, die Gemeinde wird Ihren Wunsch erfüllen, wenn er in der That gesetzlich ist. Aber warum die Eile? Auf den Feldern liegt Schnee, bis zur Saat ist noch weit. Anfang Frühling wird's eine Versammlung geben, und dann werden wir Ihre Ansprüche prüfen und regeln . . . Einverstanden?“ fragte er und sah den Zafiedatiel vielsagend an. Der nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ja, ja, warten Sie bis zum Frühling, und jetzt will ich Ihre Unterstützung vergrößern. So wird alles ohne Lärm . . . ohne . . . Kombinationen . . . in Ehren gehen.“

Alexander sah in Jakobs blaß gewordenes Gesicht und lächelte bitter.

„Wie lange, Inocenty Wasiliewicz, wollen Sie hier bleiben?“

„Weiß der Himmel, wann ich endlich fertig bin! Ich möchte so schnell als möglich fort; in vier bis fünf Tagen.“

Der Aufseher kam in die Jurte und flüsterete dem Kniaz etwas ins Ohr. Die Anwesenden begannen das Zimmer zu verlassen. Nur die Beamten, der Kniaz, Alexander und Jakob blieben. Der Zafiedatiel sah sie bedeutungsvoll an und schien dem Gespräch ein Ende machen zu wollen. Sie merkten, wo das hinaus wollte und gingen.

Die Dämmerung kam, der Weg war schlecht; und um sich nicht zu verirren, war Eile geboten, damit sie wenigstens die Hälfte des Weges vor Anbruch der Nacht zurücklegen konnten. Die hungrigen Pferde trabten schnell. Die Männer schwiegen die ganze Zeit. Als sie Froschanges Jurte erreicht hatten, war es schon ganz finster. Vielleicht hätten sie ohne das rötliche Licht, das durch die Fenster schimmerte, nicht einmal das niedrige Gebäude im Dunkeln gesehen. Alexander sah zum Fenster hinein, das nach der Seite des Stalles aufgedeckt war. Froschauge war arm und wohnte mit dem Vieh zusammen. Vor dem Feuer auf einem niedrigen Schemel saß Jofia und stülpte das Köpfchen auf dem Ellbogen. Ihre Freundin Waja stand an einem großen Milchkessel und pakte auf, daß der Brei, an dem sie fleißig rührte, nicht überkocke. So oft sie den Löffel hineinsteckte, leckte sie ihn sorgfältig wieder ab, damit nichts umkäme. Das war kein geringes Borrecht für ihren ewig leeren Magen, darum hatte sie auch eine sehr ernste Miene aufgesetzt und schien von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe ganz erfüllt zu sein. Ihr kleiner, nur notdürftig mit Lumpen bedeckter Körper, die mageren Händchen und das dunkle, niedliche Gesicht mit den großen, silbernen Ohrringen hob sich phantastisch vom dunklen Hintergrunde und der hellen Flamme ab. Froschauge sah in einer Ede und aus dem Dunkel ragte nur sein Fuß mit der spitzen Sara*) bekleidet hervor. Seine Frau war nicht zu sehen, man konnte nur das Knattern der Felle hören, die sie rein machte.

„Papa! Papa!“ Jofia sprang jubelnd auf, als Alexander sich in der Thür zeigte.

IV.

„Freunder! Hör' mal, Freunder! Halte den Hund fest und set' Ubeewasser auf!“ riefen die Jakutinnen, die lachend

*) Ein weicher, rindlederner Stiefel mit scharfer Spitze und abgenähten Falten auf dem Oberleder. Einheimisches Erzeugnis.

an die Thüre klopfen. Max bestete drinnen wie verrückt und Zofia weinte erschrocken.

Alexander war nicht zu Hause, er suchte im Forst nach einem Stück Holz, das er zum Pfluge brauchte. Aber als das Rufen der Frauen in Gefahr überging und der Hund wütend einstimmte, lief er in Sägen erschrocken nach Hause. Die Thüre stand auf; die Mädchen auf der hohen Fensterbank gegen die Wand gedrängt, suchten ihre Köpfe vor Max' Zähnen zu schützen. Auf der Schwelle stand Zofia verweint und erschrocken.

„Was macht Ihr denn hier?“

„Halte den Hund fest! . . den Hund! . . Abjehulicher Mensch! Nehmen gute Leute ihre Gäste so auf? . . Der Hund hat uns beinahe zerrissen.“

„Warum habt Ihr auch die Thüre geöffnet, Iose Mädels?“

„Und warum bist Du nicht gekommen? Glaubst Du, daß wir so dumm seien? Ehe wir geöffnet haben, sind wir auf die Fensterbank geklettert. Der Hund ist aber böse, Gott, Gott! Wozu brauchst Du solch einen bösen Hund? Hast Du etwa Angst? Ich dachte, Du habest vor niemand Angst!“

Während Toj das sagte, öffnete sie ihren Mantel, legte die Miße ab und setzte sich auf den Rand der Bank, ihre Gefährtin jedoch rührte sich nicht vom Fleck. Noch waren sie blaß vom ausgestandenen Schrecken, aber sie lachten schon.

Alexander brachte das Feuer in Gang und setzte den Theetisch auf.

„Was giebt's, Toj?“

„Nichts Neues! Was sollte es auch geben? Jakob ist fort, er fuhr an uns vorbei, ich hab's wohl gesehen. Was macht Ihr uns Zakuten zu schaffen, Ihr Leute aus dem Süden.“

„Schon wieder was los?“

„Zimmer dasselbe: da wird geschwätzt und die Leute werden eingesperrt. Und die Frauen weinen, daß sie kaum noch aus den Augen sehen können! Alle hat er angeschwärzt, der Lumpenferl! Den Sohn vom alten Nochezogoj hat der Zastiedatiel eingesperrt. Man hat Sachen bei ihm gefunden. Der Zastiedatiel ist böse, trinkt Schnaps . . Es steht schlimm!“

„Wann fährt er denn fort?“

„Weiß ich nicht. Du hast eine schöne Tochter, Lissandra. Ist sie wohl ihrer Mutter ähnlich? . . Wirklich, goldene Haare und die Augen klar wie der Himmel! Fürchte Dich nicht, Kleine, komm' zu mir! Wir sind gute Freunde, Dein Vater und ich, wenn er auch ein Herr ist und ich eine schwarze Zakutin.“

Sie neigte sich zärtlich über das Kind, das sein Köpfchen an sie lehnte.

„Ein weiches Körperchen und feine Kleider . . Ihr seid schöne Menschen im Süden!“

„Anstatt Unsim zu schwätzen, Toj,“ unterbrach Alexander, „solltest Du lieber Nadel und Faden nehmen und die Löcher im Kleide der Kleinen flicken. Und Deine Freundin könnte unterdessen Brot backen. Wir wollen Thee trinken. Hier ist Faden und Mehl.“

(Fortsetzung folgt.)

Maurerarbeiten bei Kälte.

Man schreibt uns: In der Sonntags-Nummer des „Vorwärts“ wurde unter der Ueberschrift „Fortführung der Bauarbeiten im Winter“ eine beachtenswerte Publikation gebracht. Das darin erwähnte Verfahren der Umhüllung des eigentlichen Baues mit einem Holzbau, der bei strengem Frost natürlich geheizt werden mußte, hat gewiß viel für sich; er dürfte aber in unserer Zeit, wo man die Baukosten in jeder Hinsicht herabzudrücken sucht, wohl nur langsam und in seltenen Fällen zur Ausführung gelangen. Wir wollen daher der Aufforderung jenes Aufsatzes, Mittel und Wege zur Weiterführung von Bauarbeiten im Winter anzugeben, nachkommen, indem wir die Aufmerksamkeit auf ein Verfahren lenken, das sich bei der Anwendung von Cementmörtel bereits bewährt hat. Für das Baumwesen ist das Verhalten von Cementmörtel bei Frostbeanspruchung von großer Wichtigkeit, und die mannigfachen Erfahrungen in der Praxis, sowie die Versuche verschiedener Forscher haben, wenn auch nicht erschöpfend, so doch soweit Aufschluß gegeben, daß man weiß, daß Mörtel aus Portland-Cement, wenn er ein gewisses Alter erreicht hat, im Allgemeinen dem Frost widersteht, daß aber der Abbinde- und der Erhärtungsprozeß durch die Kälte verzögert, beziehungsweise so lange unterbrochen wird, bis die Temperatur ihm gestattet, seinen Abbindeverlauf wieder aufzunehmen. Muß man daher bei Maurerarbeiten mit einer längeren Frostzeit rechnen und sind die Arbeiten

eilig, so thut man gut, seine Zuflucht zu künstlichen Mitteln zu nehmen, die geeignet sind, das Abbinden zu beschleunigen.

Eines dieser Verfahren besteht, wie die „Thonindustrie-Ztg.“ schon vor längerer Zeit berichtete, in der Verwendung lauwarmen Wassers, in welchem calcinirte Soda gelöst ist. Diese ist feiner als die kristallisierte, aber es wird doch im allgemeinen wohlfeiler, weil man nur etwas mehr als ein Drittel davon braucht. Eine französische Eisenbahn-Gesellschaft hat dieses Mittel während des Baues der Eisenbahnlinie von Toulon nach Nancy, namentlich bei den Böschungsarbeiten mit Erfolg angewandt. Da man mit außerordentlich unbedingten Terrains zu thun hatte, war es nicht möglich, bis zum Frühjahr mit dem Beginn der Bauarbeiten zu warten, ohne sich bedenklichen Einstürzen auszuweichen. Andererseits bot der Frost eine günstige Gelegenheit zum Festhalten der Erdmassen, so daß man an Werdwerk sparen konnte. Zu diesem Zweck wurde auf 12 Kilogramm Wasser 1 Kilogramm wasserfreie Soda vermischt. Diese Mischung genügt bei Frost von 10—15 Grad Celsius vollkommen. Bei größerer Kälte war man gezwungen, die Sodamenge beträchtlich zu erhöhen, so daß, bei der Herstellung des Mauerwerkes eines Sammelgrabens bei Cotes de Prés, der Gehalt an Soda verdoppelt wurde. In diesem Falle wurde das Abbinden derart beschleunigt, daß man mit derselben Vorsicht verfahren mußte, wie bei schnellbindenden Cementen. Bei weniger scharfen Frösten kann man mit dem Gehalt an Soda bis auf 1 Kilogramm auf 15 Liter Wasser hinuntergehen; es scheint indessen nicht ratsam, den Zusatz noch mehr zu verringern. Der Versuch ist indessen nicht gemacht worden, da man im Winter immerhin damit zu rechnen hat, daß mehr oder minder plötzlich eine Erhöhung der Kälte eintreten kann.

Wenn nun auch die Anwendung dieses Verfahrens eine Erhöhung der Baukosten mit sich bringt, so sind die Mehrausgaben jedoch unbedeutend im Vergleich zu der dadurch geschaffenen Möglichkeit, Maurerarbeiten auch bei Frostwetter fortsetzen zu können. Die vorhin erwähnte Eisenbahn-Gesellschaft hat während der Winterarbeiten in fünf Jahren allein 27 000 Kilo Soda verbraucht und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß die dadurch herbeigeführten Ausgaben ihre Rechtfertigung in den damit gewonnenen Zeitersparnissen und in der Vermeidung von Unfällen gefunden haben.

Aus Vorliegendem dürfte also hervorgehen, daß im Princip das Mauern mit Cementmörtel bei Frostwetter als gelöst zu betrachten ist, wenngleich man natürlich bei der Verwendung von Soda zu Kunstbauten vorzüglicher vorzugehen hat, als bei der Herstellung gewöhnlichen Mauerwerkes. Die Frage, ob sich derart hergestellte Bauarbeiten ebenso gut bewähren, wie solche, die ohne Sodazusatz verfertigt wurden, kann natürlich erst nach vielen Jahren, wenn umfangreiches Material zu Vergleichszwecken zur Verfügung steht, beantwortet werden. Bei der französischen Eisenbahn-Gesellschaft sind bisher Klagen über die Haltbarkeit des mit Sodazusatz hergestellten Mauerwerkes nicht bekannt geworden, obgleich diese Arbeiten bis zum Jahre 1890 zurückreichen.

Jedenfalls wäre es wünschenswert, wenn der Staat mit seinen reichen Mitteln recht bald die Frage der Herstellung von Mauerwerk verschiedener Art bei Frostwetter unter Anwendung zweckmäßiger Zusätze zu den Mörtelearten durch Versuche lösen ließ. Die mechanisch-technische Versuchsanstalt zu Charlottenburg, die bekanntlich schon oft anlässlich mit der Prüfung vieler technischer Probleme beauftragt worden ist, dürfte für derartige Maßnahmen die geeignetste Stelle sein. Bei dem großen socialpolitischen Nutzen, welchen die Lösung des Problems der Errichtung von Mauerwerk bei Frostwetter hätte, indem dann eine wesentliche Verminderung der Beschäftigungslosigkeit der Bauarbeiter im Winter ergiebt würde, wird es Sache der öffentlichen Meinung sein, die umgehende Bewilligung öffentlicher Mittel zu derartigen Versuchen zu fordern und durchzuführen. —

Kleines feuilleton.

— Wie man seinen Kanarienvogel behandeln soll, setzt G. Leese mann in der Wochenschrift „Nerthus“ auseinander. Wer in den Besitz eines Vogels gelangt, hat sich zunächst nach einem Käfig umzusehen. Bei der Wahl desselben sei man vorsichtig. Der schönste Salonkäfig ist noch lange nicht der beste und praktischste Käfig. Runde und achteckige Käfige sind zu verwerfen, weil in ihnen der Vogel die Drehbarkeit bekommen kann und sie demselben verhältnismäßig zu wenig Bewegungsfreiheit bieten. Die beste Form des Käfigs ist die gewöhnliche rechteckige Grundform. Metallkäfige sind im allgemeinen den Holzkäfigen vorzuziehen, weil sich in ihnen die Milben nicht so leicht einnisten können, jedoch sind solche aus Messing- oder Stahferdraht unter feinen Umständen zu dulden. Es bildet sich an denselben leicht Grünspan, und dadurch werden sie dem Vogel schädlich. Bei einem Käfig ist auch vor allen Dingen darauf zu achten, daß Futter und Wassernayf so beschaffen oder so angebracht sind, daß der Vogel den Inhalt derselben mit seinen Extremitäten nicht beschmutzt. Dies ist leider nur bei den wenigsten Käfigen der Fall. Den Sitzstangen wird vielfach zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt; entweder sind dieselben zu dünn, oder sie sind aus gedrehtem Hartholz, gewöhnlich Buchenholz, hergestellt. In beiden Fällen aber wird dem Vogel das Sitzen recht un bequem gemacht. Für die Sitzstangen gebraucht man am besten gewöhnliches offenes Tannenholz, aus welchem man oval-runde Stäbchen sägnet, die

1½—2 Centimeter breit und 1—1,5 Centimeter dick sind. Die Zahl derselben richtet sich natürlich nach der Größe des Käfigs. Sie sind als Querstäbe so anzubringen, daß der Vogel in seinen Bewegungen die ganze Länge des Käfigs ausnützen kann, ohne jedoch beim Ziehen die Seitenwände des Käfigs irgendwie zu berühren.

Der edle Kanarienvogel, sei es ein „Harzer“ oder ein „Dresdener“, (neue Gefangsrichtung), kann unter keinen Umständen Zugluft vertragen. Daher darf man den Käfig nicht ins Fenster stellen; auch hänge man ihn nicht in unmittelbare Nähe einer Thür, sondern wähle eine geschützte Wand (keine Außenwand) oder eine Ecke, wo man den Käfig etwa in einer Höhe von 1,80 Meter anbringt. Wenn morgens beim Reinigen der Zimmer gelüftet werden soll, stelle man den Käfig so lange in ein andres Zimmer oder dede ihn behutsam zu. Das wichtigste bei der Behandlung des edlen Kanarienvogels ist eine zweckmäßige Fütterung. Den Hauptbestandteil des Futters bildet guter Sommerrüben. Dieser ist leider ein rarere Artikel, den man nicht beim ersten besten Händler, sondern nur in Spezialgeschäften bekommt. Man lasse es sich nicht verdrießen, wenn man hier auch 5—10 Pf. pro Pfund mehr zahlen muß. Guten Rüben erkennt man an dem süßlichen Geschmack, der an den der Walmühlterne erinnert. Eine besondere Vorliebe hat der Kanarienvogel nicht für den Rüben, sondern er frißt lieber andre Samenarten. Dadurch darf man sich aber nicht zu einer falschen Fütterungsmethode verleiten lassen und dem Vogel den Rüben gänzlich entziehen. Rüben allein ist zwar kaum im Stande, den Kanarienvogel auf die Dauer kräftig und gefangenslustig zu erhalten, vielmehr verlangt er ein paarmal wöchentlich kleine Zugaben von Ei- oder Milchfutter. Von einem hartgekochten Ei nehme man ein Stückchen von der Größe einer kleinen Haselnuß und zerreiße es, ehe man es dem Vogel giebt. Sehr zu empfehlen ist es, das Ei mit etwas Zwieback (möglichst ohne Hefe) zu vermischen, weil es auf diese Weise leichter verdautlich gemacht wird. Vor einem Ansetzen desselben hüte man sich, da das üble Folgen haben kann. Das Milchfutter, auch Singfutter genannt, ist in allen Vogel-futter-Handlungen zu haben und besteht zur Hauptsache aus Kanariensaat, Hafer, geschältem Hafer, Weizen, Hirse und Mohn. Man gebe nicht zuviel davon; ein kleines Fingerhütchen voll zur Zeit ist reichlich genug. Eine große Freude bereitet man seinem Kanarienvogel, wenn man demselben hin und wieder ein klein wenig Grünfutter (Vogelmilch, Kreuzkraut, Salat, Löwenzahn) oder ein Stückchen Apfel reicht. Es ist dabei aber sehr zu beachten, daß das Grünfutter dem Vogel niemals im seuchten Zustande gegeben werden darf. Daher pflücke man es nicht morgens, solange noch der Tau auf den Blättern liegt, oder unmittelbar nach dem Regen. Kuchen, Zucker und andre Naschereien sind kein Kanarienvogel-futter.

Das Trinkwasser muß dem Vogel täglich frisch und nicht zu kalt gereicht werden; auch ist der Napf jedesmal auszuspielen. Da sich aber trotzdem ein schlammiger Bodensatz bildet, so ist das Gefäß ab und zu in Sodawasser auszukochen. Von großer Wichtigkeit für die Erhaltung des Vogels ist auch das Baden. Da die Trinknapfe für diesen Zweck in der Regel zu klein sind, muß man ein Badeschüsselchen am Käfig anbringen. Sollte der Vogel sich anfangs wasserfeien zeigen, so liegt es eben nur daran, daß er sich nicht getraut ins Badeschüsselchen hinein zu gehen. Diese Scheu wird er aber bald überwinden und nachher mit um so größerem Behagen im Wasser herumplätschern. Im Winter muß das Wasser stufenwarm gegeben werden. Daß in jeder Beziehung auf peinliche Sauberkeit gehalten werden muß, ist wohl eine selbstverständliche Forderung. Der Boden des Käfigs ist mindestens zweimal wöchentlich zu reinigen und mit frischem Sand zu versehen. Die Sitzstäbe müssen alle 8 oder 14 Tage herausgenommen werden. Aber selbst bei der größten Sauberkeit wird es nicht möglich sein, den Vogel gänzlich von den Milben, diesen Plagegeistern der Vögel, frei zu halten. Dies Ungeziefer hält sich am Tage in den kleinsten Schlupfwinkeln des Käfigs versteckt und fällt nachts über den Vogel her, um ihm das Blut auszusaugen. Am leichtesten erkennt man das Vorhandensein der Milben daran, daß der Vogel während des Schlafes unruhig sitzt. Ein häufigeres Auskochen des Käfigs, sowie das Einspreuen von gutem Insektenpulver in die Ritzen des Käfigs sind die besten Mittel, diese ungeliebten Gäste zu vernichten.

Während der Mauser bedarf der Kanarienvogel einer besonders sorgfältigen Pflege. Eine kräftige Fütterung (täglich Einfutter!) ist das beste Mittel, um diesen Verjüngungsprozess zu beschleunigen. Während derselben ist der Vogel besonders empfindlich gegen Zug und verlangt eine möglichst warme und gleichmäßige Temperatur. Es ist nicht ratsam, dem Vogel während dieser Zeit einen andren Platz anzudeuten, da er sonst leicht in der Mauser stecken bleibt. Wie wichtig aber der Federwechsel für den Vogel ist, geht schon daraus hervor, daß Vögel, die nicht gemauert haben, in der Hede wegen Impotenz nicht zu gebrauchen sind. Es empfiehlt sich, ein Stück Sepiaschale (Mähdenschulp vom Tintenfisch) an einem Draht in den Käfig zu hängen. Dieser Kalk ist zum Aufbau neuer Federn sehr dienlich. Wer in der vorgeschriebenen Weise seinen Kanarienvogel behandelt, wird sich nicht darüber zu beklagen haben, daß derselbe ein ganzes Vierteljahr oder gar noch länger verstummt, sondern wird ihn in wenigen Wochen durch die Mauser hindurchbringen. —

Theater.

Schauspielhaus. „Das dunkle Thor“. Schauspiel in 4 Aufzügen von Felix Philippi. — Bei aller Theatralik in der Ausführung hatte „Das große Licht“ Philippis im Vorjahre doch einen psychologischen Grundgedanken. In dem Gestaltenpaar der beiden Architekten sollte offenbar der Gegensatz zwischen dem kraftvoll in sich selbst beruhenden, ganz in die Begeisterung des Schaffens versenkten und darum neidlos jede fremde Kraft ehrender Genie und den in krampfhaft flackerndem, verzehrendem Ehrgeiz sich blühenden Halbtalent zur Darstellung gelangen. Das schimmernde, so strupellos das Stück sonst auf den Effekt hin gearbeitet war, als Absicht deutlich hindurch. Erst der letzte Akt mit seinen Massen-aufzügen, Ansprachen und Hurrarufen in der lichtstrahlenden Stupf des neu erbauten Domes bog dann völlig in das bloß Dekorative Opernhafte um. Der neue Philippi ist Dekoration und Oper von Anfang bis zu Ende. Von irgend welchem Problem ist garnicht mehr die Rede, jede Spur von Innerlichkeit vernichtet. Auch in den paar Szenen, wo es so aussieht, als ob die Leute auf der Bühne sich etwas zu sagen hätten, stellen sie sich eigentlich nur so. Es ist bloß Scheingerede, auf daß die nächsten Bühnenbilder möglich werden.

Gruppiert sind diese Bilder um einen gewaltigen Tunnelbau, das dunkle Thor, das mitten durch die Felsen vom Norden nach Süden führen soll. Der geniale Architekt aus dem „großen Licht“ hat sich demzufolge in einen gleichfalls höchst genialen Ingenieur verwan-delt, der unter dem Kommerzienrat Badenberg den Durchstich zu leiten hat. Auch im übrigen hat Falkenried verwandte Züge mit dem Architekt. Er ist der impulsive Kraftmensch, eine gewaltsame aber offene Natur, die sich im Sturm die Herzen erobert. Die Arbeiter, deren Mühen und Entbehrungen er teilt, hängen mit blindem Glauben an ihm. Die Rolle ist Matkowski auf den Leib geschrieben und gab ihm — ein verführendes Moment — aller haarsträubenden Unnatur der Handlung zum Trost, wieder Gelegenheit, sein prächtiges Temperament, die imponierende Gewalt seines Könnens zu offenbaren.

Der erste Akt, glänzend in der Inszenierung und in der Regie der Massenmengen, spielt in dem Mietshaus zum Himmelreich am Ausgange des Tunnels. Durch die Fenster sieht man im Hintergrund die hohen Eisfelder sich erheben. Es ist Mittagspause. Schwarze Gestalten ziehen draußen vorbei und strömen dann in dichten Scharen durch die Thür, eilig an den langen Tischen Platz nehmend. Singend folgt ein Italienertrupp, endlich der Ingenieur, der von den Leuten stürmisch begrüßt wird. Ein junger Hitzkopf und Philippischer Bösewicht, den der Ingenieur eben entlassen, beginnt Streit und ruft, um sich zu rächen, die Kollegen an, er habe Falkenried zu einem andern Beamten sagen hören, die ganze Arbeit müsse abgebrochen werden. Keiner glaubt ihm und im allgemeinen Aufruhr wird der Dursche vor die Thür gesetzt. Indessen Dominil hat nicht gelogen, wie sich im nächsten Akt herausstellt. Der Kommerzienrat, der die Finanzkommission erwartet, kommt spät am Abend ins Wirtshaus, um den Ingenieur, auf dessen Aus-sage vor den Herren alles ankommt, zu einem günstigen Gutachten zu bewegen. Falkenried erklärt, was er längst befürchtete, sei ihm in letzter Zeit zur Gewißheit geworden: Das begonnene Werk werde sich nie vollenden lassen, der Bau sei von den Wassern unterspült. Noch mehr, es sei Gefahr, daß er in naher Zeit zusammenbreche und die Arbeitermassen verschütte. Entsetzt dringt der Kommerzienrat, dem dieses Unternehmen kein bloßes Geschäft, sondern die Hoffnung und der Stolz seines Lebens war, mit Vorstellungen und Bitten in ihn ein. Umsonst. Falkenried ist seiner Sache völlig sicher. Nicht um Vermutungen, um Thatsachen handelt es sich. Am nächsten Tage schon würde er bereits die offizielle Mitteilung gemacht haben. Da erinnert der Kommerzienrat den Mann an Wohlthaten, die er ihm erwiesen, und nun klappt dieser Pappenheim mit einem Male wie ein Taschmesser zusammen. Aus Dankbarkeit will er nicht nur schweigen, sondern eine falsche Aussage machen, eine Aussage, die das Leben von fünftausend Arbeitern drohendster Gefahr ausliefert! Der Nachsichtigkeit des Entschlusses entspricht seine sinnlose Thorheit. Denn wie gesagt, der Ingenieur ist kein Zweifelnder, dann läge ja die Sache psychologisch anders, sondern er weiß, daß das Unternehmen verloren ist, daß mithin auch das Gutachten, um das „der edle Wohlthäter“ bettelt, diesem absolut nichts nützen kann. Doch der Theaterstreich ist nötig, damit das schöne Bild im dritten und im vierten Akte möglich sei. Also wird er vollbracht. Für's erste aber wird der gebrochene Held dadurch getröstet, daß eine Mädchenseele, die Lene nämlich, die im Himmelreich bedient, sich mitleidsvoll und liebend seiner annimmt. Im dritten Akt: Sitzung der Bankherren im Saale Wandenberg's. Gleich mit stammenden Worten macht Falkenried seine falschen Aussagen. Man ist befriedigt, die Gelder für die Weiterführung des Unternehmens sollen bewilligt werden. Da rüden nach der von dem Kommerzienrat gegebenen Ordre die Arbeitermassen zu einer großen Ovation vor das Haus. Man hört die Töne eines Choral's, der Schurke Wandenberg dankt huldvollst vom Fenster aus, Falkenried aber, wie er die jubelnden Massen sieht, schreit ihnen zu: Das Werk ist verloren, legt die Arbeit nieder, keiner, dem sein Leben lieb ist, darf mehr in den Tunnel hinein. Im Schluffakt steht er als Hüter vor dem dunklen Thor. In der Nacht hat er noch einmal die Gänge untersucht; jeden Augenblick kann die Katastrophe erfolgen. So wehrt er maßnend und bittend die im Morgengrauen heranziehenden Arbeiter ab, die bei Philippi eine

wahre Sucht bezeigen, ihre Haut zu Marke zu tragen. Blödsinnig ein Raub. Woran Falterried gedacht, den Sprengstoff in dem Tunnel anzuzünden, das hat ein armer Jesuitener gethan. Und in furchtbarem Donnergewalt stürzte das dunkle Thor, noch ehe es die Massen verschlingen konnte, zusammen.

Auch das Publikum des Schauspielhauses wurde am Ende stübig. Bei einer weniger farbeindruckigen Inszenierung und einem schwächeren Spiel hätte es übel auslaufen können. Philippi wurde oft gerufen, aber der Applaus klang ziemlich dünn. Um so stürmischer war der Jubel, der Matkowski, als er vor dem Vorhang erschien, entgegen schallte. Ihm gehörte der Erfolg des Abends. — dt.

Moderne Bühne (Nachmittags-Vorstellung im Lessing-Theater). „Die Episode“. Schauspiel in vier Aufzügen von Otto Niemisch. — Es war keine erfreuliche Episode. In Schnitzlers allerliebstem Einakter „Litteratur“ giebt es einen verwirrenden Dichterling und ein nicht weniger von dem Bewußtsein ihrer poetischen Mission erfülltes, led-aventuerliches Dämchen, die höchst spekulativ das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Sie lassen es sich in der Liebe wohl sein, dann aber, nach dem jeweilig letzten Kusse, eilt jeder auf sein Kämmerlein zurück und schreibt dort Liebesbriefe an den andern, ganz methodisch erst ins Unreine und dann ins Reine. Die Kostbarkeiten der eignen Ergüsse, ergänzt durch die der Gegenpartei, sollen nämlich, so kalkuliert ein jeder still für sich, als „menschliche Dokumente“ den Roman, mit dem der Herr sowohl wie auch die Dame heimlich schwanger gehen, wunderbar verziern. So sehen diese beiden kleinen Eitelkeitsseelen, gleich impotent zu ehlichem Gefühl wie auch zu frei-umschaffender Phantasiegestaltung, den schönen Wahlpruch: „Natur und Kunst sei eines nur“ durch wechselweise Fopperie in Praxis um. Der unbarberzige, jugendlich-würdevolle Ernst des in vier wohlgezeichneten Akten einherstolzierenden Niemischschen Schauspiels ruft ein wehmütiges Erinnern an diese reizende Duelle, voll überlegenen, weisen Manneswittes, wach. Auch hier die Praxis der Fopperie, aber tragisch, weil einseitig, nur von der Dame durchgeführt! Und von was für einer Dame! Man greife an den Hut. Sie ist Baronin im Leben, und steht im Reiche des Geistes mindestens auf gleicher Stufe. Sie schreibt, wenn man ihren und ihres Hausfreundes und Kritikers, des Dr. Kobionski, Worten trauen darf, in den drei Bogen, wo sie so glücklich ist, ihre Inspirationen direkt aus den Tiefen einer reinen Jünglingsseele zu beziehen, einen wunderschönen Roman, und gehört zu jenen, „die da einsam auf den Höhen wandeln“. Wenn sie pöppt, so ist's der Ruf des Genies, der sie antreibt. Stillschweigend beschränkt sie sich auf geistige Inspirationen; im allgemeinen, weil ihre einsame Künstlerseele zu erhaben, um an den Handgreiflichkeiten der Liebe Geschmack zu finden, und im besondern, weil sie Baronin ist und jene Jünglingsseele, der sie mit kühn anziehender Koketterie so tiefe Offenbarungen des Innern ablockt, in dem Hofel, in dem die Dame dachtet, den höchst unangemessenen Beruf eines Kellners ausübt. Daher auch kein Briefwechsel zum Zwecke späterer Veröffentlichung; es hätte damit wohl gehapert; wie sie ihren Inspirator später abdankt, möchte sie ihn — auf die Schulsehnen! Aber dafür muß Fedor Hartung mit um so größerer Gewalt der Rede ausgestattet gewesen sein, denn in dem großartigen Roman, erzählt sie dem Doktor, habe sie nur nachgeschrieben, was ihr durch jenen kund geworden! Natürlich vor dem Publikum läßt Fedor, der ganz simpel in die gnädige Frau verliebt ist, den Reichthum, der in seinem Innern lebt, sich nicht anmerken; da mildert er den Eindruck seines Eifers durch freundliche Trivialität. So jugendlich unreif die Idee mit allem Drum und Dran, so jugendlich unbedarft sind Technik und Sceneführung. Das einzig erfreuliche ist ein gewisser humaner Zug. Mit wie großem Respekt der etwa zwanzigjährige Verfasser (den man zweimal zu sehen bekam) zu seiner genialen Heldin auftritt, unterdrückt er doch nicht die moralischen Bedenken, die ihm das gefährliche Spiel mit dem Jünglingsherzen des Kellners einflößt, und erspart diesem den Bißlenschnupf, den man gefürchtet hatte. Fedor ist am Schluß, als er sieht, wie schön die Dame mit ihrer Thuerer geprellt hat, ganz vernünftig, weist alle Anerbietungen des gutmütigen Doktors frohen Sinnes ab und will sich seinen eignen Weg durch's Leben bahnen. Dem Autor stehen alle mildern Umstände der Jugend — die schönste Zeit des Lebens pflegt die Zeit der schlimmsten Dramen zu sein — zur Seite. Aber wie konnte die Leitung einer Bühne, die sich obendrein „Moderne Bühne“ nennt, ihm das Unrecht einer Auf-führung antun? Die Hoffnungslosigkeit der Aufgabe drückte auch auf die Aufführung; in müdem, unsicheren Tempo ging es vorwärts. Das Publikum ließ einige Verwunderer anfangs ruhig klatschen, septe sich dann aber nach den beiden letzten Akten doch zur Wehr. — dt.

Freie Volksbühne. Gerhart Hauptmanns Komödie „Kollege Crampton“ wurde am letzten Sonntag-nachmittag im Metropol-Theater gegeben. Ob ein staatlich angestellter Akademielehrer so ohne alle „disciplinarische“ Vor-untersuchung, Verwarnung, protokolllarische Vernehmungen usw. einfach seines Amtes entsetzt wird, wie Crampton, mag doch sehr zweifelhaft erscheinen. Ob eine vom Alkoholismus völlig entwertete und entwürdigte Kreatur noch einer Wandlung zum Besseren fähig sei, nicht minder. Aber wer möchte dem Dichter zürnen, weil er seinen ihm so ans Herz gewachsenen Helden aus dem Sumpfe des Kastens hinauf in reinere Sphären hebt? Wenn er in Selbstironie

aufsteigt, was tragisch enden mußte? Hauptsache bleibt doch, daß wir für Crampton, dies verfloffene Genie, menschliche Anteilnahme empfinden. Und hierfür hat der Dichter gesorgt, indem er in Cramptons Wesen freundlich strahlende Lichter aufstreckte und die Zuschauer den Mangel an der eigentlichen dramatischen Aktion des ganzen Familiengemäldes beinahe vollständig vergessen läßt. Adolf Klein gab den Professor. Der Hauptvorzug dieses eminenten Künstlers, allen seinen darzustellenden Charakteren höchstes Mensch-tum aufzuprägen, sie schlicht in ihrer Größe, groß in ihrer Schlichtheit zu zeigen, kurz die tragische Verkettung von Schuld und Sühne aus der Tiefe des Wesens herauszuholen, bewährte sich auch diesmal. Nicht, daß Klein seine Helden bloß darstellte — er erlebte sie auch zugleich, und deshalb glauben wir an sie. Richard Wallentin interessiert vorwiegend als Darsteller, als moderner Stilkünstler, der nach gewissen von Manieriertheit nicht befreiten secessionistischen Prinzipien schafft. Sein Dienstherrmann Köfler war demgemäß ein Kabinettsfräulein liebevollster Art. Mehr skizziert, als herausgearbeitet erscheinen auch alle übrigen Personen des Dramas. Stefanie Krif als Gertrud Crampton bot eine sympathische jugendliche Erscheinung, der es nicht an Innigkeit gebrach. Edgar Licho, ihr Partner, stand als Mag Strähler anfänglich unter den Einwirkungen der Gestalt des Studenten in Halbes „Jugend“, ging aber im dritten Akt in der Scene mit Adolf Strähler, der von Sandor Jaraheger und sicher gegeben wurde, aus sich heraus und verriet dann manches Eigene in Auffassung, Verbe und Wärme. Endlich ist noch Frau Scholz als Witwe Agnes zu nennen. Die übrigen Episodenrollen fügten sich ohne besondere Eigenart ins Ganze. Die Inszenierung war bis auf das Meisteratelier im Akademiegebäude, bei dem das Ober- und Seitenlichtfenster vermist wurde, musterhaft. Durch allzu lange Zwischenpausen schien der Gang der Auf-führung mehr als nötig aufgehalten. Die Zuschauer kargten nicht mit spontaner Anerkennung. — e. k.

Humoristisches.

— Nord und Süd. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“: Zu der Erörterung über Vorzüge und Fehler von Norddeutsch und Süddeutsch kam ich eine hübsche Anekdote beitragen, die mir einmal der badische Volkschriftsteller Pfarrer Hans Jakob erzählt hat. Er befand sich in einer Gesellschaft, in der Norddeutsche und Süddeutsche sich befanden, und in der über das gleiche Thema recht lebhaft hin- und hergeredet wurde. Als die Norddeutschen durch die Süddeutschen etwas ins Gedränge gebracht wurden, rief ein Berliner:

„Aber die Fügigkeit werdet Ihr uns doch nicht abstreiten können!“

Da erwiderte ein Badischer in seinem breiten alemannischen Dialekt: „Des isch richtig; füg sin Ihr. Bis wir Süddeutsche emol Burscht sage, hen Ihr se schu lang g'fresse!“ —

Notizen.

— Der erste Band der Björnson-Biographie von Chr. Collin ist soeben bei Albert Langen in München erschienen. —

— Der Tiroler Schriftsteller Rudolf Greinz wurde von einem deutschen Verlag mit der Herausgabe einer „Geschichte der deutschen Litteratur in Tirol“ betraut. In dem großen Rahmen dieser Tiroler Litteraturgeschichte soll auch eine Geschichte des Theaters in Tirol von den ersten Anfängen der Volksbühnen und Bauernspiele bis zur Gegenwart sowie eine Geschichte des tirolischen Zeitungswesens Platz finden. —

— „La Fronde“, das Pariser Frauenblatt, ist von der Besitzerin den Mitarbeiterinnen zum Geschenk gemacht worden. — Das Blatt arbeitete bisher mit Unterbilanz. —

— Otto Brahm übernimmt am 1. September 1904 die Direktion des Lessing-Theaters; er hat das Theater auf die Dauer von 10 Jahren gepachtet. Otto Neumann-Hofer erhält eine Abfindungssumme von 80 000 M. —

— Georg Engels ist für das Lessing-Theater verpflichtet worden. —

— Paul Oskar Höders Schauspiel „Die Wappenhänse“ wird eine der nächsten Novitäten des Lessing-Theaters sein. —

— Arthur Schnitzlers Schauspiel „Der Schleier der Beatrice“ wird noch in dieser Saison im Deutschen Theater in Scene gehen. —

— Die Premiere von Frank Wedekinds „Erdegeist“ im Kleinen Theater ist wieder einmal, und zwar auf Mittwoch, verschoben worden. —

— Der Komponist Patrick D. Sullivan veranstaltet am 29. Dezember im Beethovensaal einen Vortragsabend eigener Werke für Orchester, Klavier und Gesang. —

— Die Hitze im Simplontunnel war dieser Tage auf 58 Grad Celsius gestiegen. Die Lufttemperatur betrug — 20 Grad Celsius, so daß die einsehenden Arbeiter in verhältnismäßig kurzer Zeit einen Temperaturunterschied von 70 Grad zu erdulden hatten. —

o. „Hof-Hundemalerin.“ Wie aus London berichtet wird, kündigt das letzte Hofbulletin an, daß Miß Elisabeth Magill „die Ehre gehabt hat, ein Bild von Jada, dem Hunde Seiner Majestät des Königs, zu malen und das Bild Seiner Majestät zu überreichen, die es anzunehmen geruht hat.“ —